

Christian Welzbacher  
Das asphaltierte Trauma

**Christian Welzbacher**

# **Das asphaltierte Trauma**

**Eine Reise durch Deutschland entlang der B 1**



**Matthes & Seitz Berlin**

»Überhaupt schien sich nichts  
mit Absicht verbergen zu wollen.«

Fontane, *Irrungen, Wirrungen*

## Inhalt

|                                  |     |
|----------------------------------|-----|
| Der Parkplatz .....              | 9   |
| An der Bruchkante .....          | 24  |
| Recht oder Stärke .....          | 37  |
| Deutschlandplan .....            | 44  |
| Explosion in Zeitlupe .....      | 56  |
| Bruchstücke, Schlagworte .....   | 70  |
| Interpretationssache .....       | 79  |
| Hüben und Drüben .....           | 95  |
| Das Schweigen .....              | 102 |
| Stadt der Träume .....           | 108 |
| Der dritte Golfkrieg .....       | 114 |
| Trickle-down-Reality-Check ..... | 123 |
| Hoher Himmel .....               | 134 |
| Es zieht .....                   | 147 |
| Auf Integrationskurs .....       | 156 |
| Wut macht hungrig .....          | 168 |
| Blütenlese .....                 | 178 |
| Im Innern des Ausschusses .....  | 188 |
| Karrierebrüche .....             | 208 |
| Phantomschmerzen .....           | 224 |
| Unter Einfluss .....             | 238 |
| Davor und dahinter .....         | 246 |
| Fehlalarm .....                  | 261 |
| Grenzen der Belastung .....      | 272 |
| Der Abbau geht weiter .....      | 286 |
| Keine Angst vor Inklusion .....  | 294 |
| Herz des Windbeutels .....       | 306 |

|                            |     |
|----------------------------|-----|
| Geisterstädte .....        | 317 |
| Der Tourist .....          | 332 |
| Glück und Gesundheit ..... | 342 |
| Kulturbetrieb .....        | 354 |
| Fluchtbewegungen .....     | 372 |
| Dahin, dahin .....         | 381 |

## Der Parkplatz

Asseln, abends, Viertel vor acht. Ein drückend heißer Mai-montag geht zu Ende. Die Abfolge, mit der die Pkw vom Hellweg auf den Parkplatz des REWE-Getränkemarkts gleiten, ist so dicht wie zu Stoßzeiten. Aus Mittelklassewagen mit übergroßem Hubraum steigen in flotter Regelmäßigkeit Pärchen um die fünfzig. Schlabbershirt und Shorts, Sneakers oder Badelatschen, breitbeinig, adipös, tätowiert schweifen sie zum Ladeneingang, bewaffnet mit leeren Getränkekisten, um kurz darauf mit vollen wieder rauszukommen. Ein Mann entlädt aus dem Kofferraum zwei prall gefüllte 120-Liter-Müllsäcke mit PET-Pfandflaschen. Gleich wird er vor dem Rückgabeautomaten stehen, sich immer wieder keuchend bücken, die aus dem Sack gefischten Flaschen in die Öffnung des Automaten schieben, im Visier behalten, wie jede Flasche durch zwei Gummibänder zurechtgerückt, dann gescannt wird, ein Moment der Verzögerung, gefolgt von der Überraschung, ob der jeweilige Code auf der Banderole erkannt wird oder nicht. Von meinem Beobachtungsposten auf der Parkplatzbank aus sehe ich, wie die Warteschlange im Ladeninneren anschwillt. Ich sehe die Kasse, umringt von gestapelten Getränkekisten. Hinter dem erhöhten Tresen hantiert eine Mitarbeiterin. Über ihrem Kopf schwebt ein metal-lener Käfig, in dem sich Zigarettenpackungen bis an die Decke stapeln. Der Mann steht jetzt an der Kasse, die zerknüllten Müllsäcke in der Hand. Auf seinen Fingerzeig hin greift die Kassiererin in die Höhe, zieht dann zwei Schach-

teln Zigaretten über den Scanner. Beim Rauskommen schmeißt der Mann die Säcke in den Mülleimer neben dem Eingang. Er läuft geradewegs auf mich zu, biegt dann ab, steigt in sein Auto. Er steckt sich eine Zigarette an, ehe er mit seinem Wagen rückwärts von der Stellfläche rollt. Beim Wendeversuch verkeilt er sich mit einem eben einbiegenden SUV.

Abgesehen vom Dauerbrummen der Motoren, das in der Luft vibriert wie ein Insektenangriff, herrscht angespannte Stille. Gespräche zwischen den Menschen bleiben aus. Als begegnete man sich in diesem kleinen Vorort im Dortmund der Osten zum ersten und zum letzten Mal. Selbst die Pärchen wechseln untereinander nur wenige Worte. Als fehlte die Zeit. Als gäbe es nach dem Einkauf kurz vor Torschluss Dringendes zu erledigen. Als warte irgendwo etwas Wichtiges. Vielleicht zu Hause? Was es ist, lässt sich kaum erraten, denn die Freiheit der Streamingdienste hat das strenge Zeitraster des linearen Fernsehprogramms aufgelöst, das einst Orientierung bot, wenn man wissen wollte, warum draußen in der Stadt viel los war oder wenig. Fußball wird heute Abend in Dortmund jedenfalls nicht gespielt. Das hätte ich schon mitgekriegt.

Zehn Minuten nach meiner Ankunft tritt die Kassiererin aus dem Eingang des Getränkemarkts, um die Angebots-Aufsteller und die Mülltonne vom Parkplatz ins Ladeninnere zu ziehen. Pünktlich um acht geht das Licht im Laden aus, wird die Türelektronik gekappt. Die Abrechnung erfolgt im Halbdunkel, womöglich eine Anweisung, Sicherheitsgründe. Exit durch den Hinterausgang. Alarmanlage. Vom Dönerladen schräg vis-à-vis dringt traniger Fettgeruch herüber. Fünf Meter neben mir, auf der zweiten Sitzbank dieses Parkplatzes, hat sich ein junger Mann einen Joint angesteckt. An der Ampel, Hellweg/Ecke Aplerbecker Straße, stampft der Beat aus der herunter-

gelassenen Scheibe eines wartenden BMW. Zwei-, dreimal lässt der Fahrer den Motor bellen wie Cerberus, der heisere Höllenhund. Als es grün wird, beschleunigt er mit einem Jaulen und enteilt hügelaufwärts Richtung Westfalendamm.

Viertel nach acht. Der Parkplatz liegt wie ausgestorben. Ich bin hier hingeraten, weil ich in Dortmund zu tun habe. Im Baukunstarchiv, einer Kultureinrichtung, die Nachlässe nordrhein-westfälischer Architekten sammelt, erforscht und ausstellt, bin ich für eine Dauer von zwölf Monaten als Projektmitarbeiter angestellt. Meinen ersten Ortstermin legte ich auf die dritte Maiwoche. Da ich, eigentlich wohnhaft am anderen Ende der Republik, niemanden kannte, der mich zeitweise beherbergen könnte, suchte ich online nach einer Unterkunft. Gemessen an Berliner Distanzen wirkte der Abstand zwischen Asseln und meiner Arbeitsstätte im Dortmunder Stadtzentrum vernachlässigbar. Zudem stimmte der Übernachtungspreis. Ich konnte nicht ahnen, welch ausgedünnte Infrastruktur ich hier draußen vorfinden würde.

Dass hinter dem kahlen Parkplatz erst vor wenigen Wochen ein indisches Restaurant aufgemacht hat, erfahre ich erst später am Abend, bei einem kurzen Gespräch mit meinen Gastgebern. Die Familie ist vor einem knappen Jahr ins Ruhrgebiet gezogen. »Zu Asseln kann ich gar nicht so viel sagen.« Sie hat eine Anstellung als Lehrerin. Er, ausgebildeter Übersetzer, arbeitet im Rahmen der Flüchtlingshilfe für einen freien Träger in der Dortmunder Nordstadt, dem »Problemviertel hinterm Bahnhof«, wie ich beiläufig erfahre. Mit zwei kleinen Kindern bewohnen sie ein Reihenhaus zwischen Schnellstraße, S-Bahn und Feldern, knapp zweihundert Meter vom REWE-Getränkemarkt entfernt. Eine typische Pendlerexistenz am Rand eines zersiedelten Ballungsgebiets, deren Sinnhaftigkeit

sich angesichts tausender Kompromisse auflöst: nicht Stadt, nicht Land, nicht Vorstadt. Richtung City rollt der Nahverkehrszug alle halbe Stunde. Stau auf den Straßen. Die Straßenbahn zuckelt in unendlicher Langsamkeit den Hellweg entlang. Als ich tags darauf einer Kollegin von Asseln berichte, fragt sie mich augenzwinkernd: »Was haste denn erwartet, bei dem Namen?« Erwartet hatte ich nichts. Aber es verblüfft mich eben, dass Asseln mein Nichts an Erwartungen nicht bloß bestätigt, sondern übertrifft.

Zwei Abende später sitze ich zur gleichen Zeit an der gleichen Stelle des Parkplatzes, esse Wurstbrötchen, dazu eine Packung Erdnüsse. Was ich diesmal beobachte, lässt sich, zusammengenommen mit meinen ersten Eindrücken, wohl aufs Jahr hochrechnen. Es entspricht der Endlos-Routine aus dem legendären Film *Und täglich grüßt das Murmeltier* mit Bill Murray: Täglich fahren die gleichen Leute mit den gleichen Autos auf den gleichen Parkplatz vor dem gleichen Laden und kaufen die gleichen Sachen. Während ich im ersten Moment noch ein Überlegenheitsgefühl entwickle, fällt mir kurze Zeit später auf, dass ich mich mit meinem Verhalten gerade in die Dauerschleife des Ewig-Gleichen integriere.

Auf der grünen Brinckhoff's-Bierdose, die ich dem Kühlschrank des REWE-Getränkemarkts entnommen habe, ist ein »Sprachkurs Ruhrgebietsdeutsch« abgedruckt. In großen Lettern stehen dort Floskeln wie »Hömma«, »Pilsken«, »Getz aba«, »Schicht im Schacht«. Im täglichen Sprachgebrauch hört man solche Begriffe nicht. Der verbale Austausch mit den Menschen am Ort vermittelt mir eher den Eindruck, dass Soziolekt vermieden werden soll. Die echte »Unterschicht« spricht, soweit ich mit ihr in Kontakt komme, sowieso kaum Deutsch.

Wenn ich morgens über den Hellweg von Asseln nach Dortmund radle, komme ich gewissermaßen an der ganzen Welt vorbei. Sie gliedert sich grob in zwei Kontinente. Auf dem einen wird gearbeitet: Klickende Granitquader rat-schen von einer Lkw-Ladefläche und werden anschließend im Gleisbett der »U-Bahn« verteilt; ein Kleinbus mit der Aufschrift »Vonovia. Kollege gesucht« parkt den Radweg zu; dicke Kindergärtnerinnen schubsen einen eng bepack-ten Riesentrolley mit einem halben Dutzend dicker Dötz-chen durch die Gegend; ein Kleinbus mit der Aufschrift »DHL. Wir stellen ein« parkt den Radweg zu; ein Kleinbus mit der Aufschrift »PicNic. Heute schon bestellt?« parkt die rechte Straßenspur zu, während daneben ein Streifen-polizist die Daten eines auf dem Gehweg parkenden Pkw aufnimmt, obwohl hinter der Windschutzscheibe die Bot-schaft »Gleich zurück« nebst Mobilfunknummer klemmt.

Auf dem anderen Kontinent wird eingekauft: eine Vielzahl von Hautfarben, eine Vielzahl von Lebensstilen, Schleiern und Gewändern, eine Vielzahl von Schicksalen, die diese Menschen hergeführt haben mögen. Warum bloß und wozu? Im Vorbeifahren fällt mir auf, dass alle ständig telefonieren. Mit dem Handy am Ohr stehen sie lachend und gestikulierend mit vollen Einkaufswagen vor den Supermärkten, die sich entlang des Hellwegs in stetigem Rhythmus abwechseln. REWE, Aldi, Lidl, Plus, Netto, Kaufland, Lidl, Aldi, REWE, Netto, REWE. Da-zwischen Döner, Ein-Euro-Laden, Pizza, TEDi, Kiosk, Öz Gida, Backshop, Gözleme, PIN-Post, Kiosk, Reinigung, Bestattungsunternehmen, Burger-Grill. Und Leerstand. Viel Leerstand.

Ob einheimisch oder fremd: Abends um Viertel nach acht sind in Asseln fast alle Leute in ihren Wohnungen. Vom »Döner«, der auch heute wieder zu mir herüber-müffelt, schwärmt der Lieferdienst aus. Graue Styropor-

würfel werden in den Kofferraum eines runtergerockten VW-Passat gehievt. Zwei Fahrer blättern die Bestellzettel durch, suchen auf dem Smartphone die schnellste Route zum hungrigen Kunden.

Zum Tagesabschluss ein kurzer Bummel. Am Rand des Parkplatzes entdecke ich ein Spalier von Anzeigentafeln, sechs großformatige Boards »Aus dem Gemeindeleben«, die Vorder- und Rückseiten mit Werbe- und Informationsmaterial bestückt. Ein Seniorenheim stellt sich vor: freundlich, kompetent, alle Pflegestufen bis zur Palliativbetreuung. Der Judo-Club sucht Mitglieder, Kinder ab vier Jahren. Die Musikschule sucht Mitglieder: Klavier, Gitarre, Blockflöte. Der Tennisverein veröffentlicht eine interne Rangliste, Damen und Herren, allerdings vom Vorjahr. Mitglieder sucht man keine, Kinder werden nicht erwähnt. »Ihr Ansprechpartner für Asseln und Umgebung. Bürgernah. Problemorientiert«, wirbt ein Kreisabgeordneter der Partei Die Linke. Der Aushang besteht aus drei DIN-A4-Ausdrucken mit Biografie und Sprechstundenterminen sowie einem Flyer, der die wichtigsten politischen Ziele zusammenfasst: »Soziale Verantwortung«, »Gerechte Löhne«, »Bezahlbare Mieten«. Copy and paste. Der Mann, um den es hier geht, war offenbar lange nicht mehr vor Ort. Hinter der trüben Plexiglasscheibe sind die ausgeblichenen Zettel verrutscht und aufgeworfen, als hätte es vor Monaten einmal in die Anzeigentafel hineingeregnet. Gleich zwei Porträts zeigen das Gesicht des Lokalpolitikers: eingefrorenes Lächeln unter einem dicken Schnäuzer. Das erinnert an einen Gebrauchtwagenhändler. Die Züge sind bizarr entstellt, zerlaufene Farbe, die Stirn verbeult durch eine Welle im Papier. Botschaften aus fernen Tagen. Blicke aus einer untergegangenen Welt. Ich fühle eine Leere, ähnlich wie beim Betrachten der Fotos von Verstorbenen in Todesanzeigen. Ob es Die Linke in Asseln überhaupt noch gibt?

Auf der vordersten Tafel prangt eine Information des Heimatvereins. Knappe Sätze zur Geschichte des Ortes, die Mitte der 1990er-Jahre endet. Weit zurückgesetzt vom Hellweg befand sich bis zu seinem Abriss der große Zehnthof, nach den Besitzern »Hof Schulte« genannt. Seit dem Mittelalter war er Kern und Zentrum des Dorfes, intakt auch während der über hundertjährigen Bergbauperiode bis in die sechziger Jahre, wurde dann aber ersetzt durch eine Anlage aus Eigentumswohnungen mit Supermarkt und Büros, daneben der REWE-Getränkemarkt. Das historische Foto verdeutlicht die Ähnlichkeit mit der vorhandenen Struktur. Das Investorenprojekt steht direkt auf den Fundamenten des Hofes: Die einstige Zufahrt zur weggerissenen Fachwerkscheune bildet heute den verwahrlosten Platz, auf dem ich Abend für Abend sitze, und die umliegenden Äcker und Futterwiesen sind bebaut. Der Hellweg, stauanfällige Verkehrsachse, hat nach dem Bau des Westfalendamms seine zentrale Funktion eingebüßt, die er als Reichsstraße 1 besessen hatte. Wenngleich der Heimatverein keine Interpretation der nüchtern aufgelisteten Tatsachen leistet, lässt sich doch leicht bilanzieren: Es gibt kein altes Leben mehr in Asseln. Neues Leben gibt es in Asseln aber auch nicht. Der Parkplatz des REWE-Getränkemarktes war der Dorfanger.

Immer wieder höre ich in den Tagen meines Aufenthalts das Wort »Strukturwandel«. Im Munde geführt wird es von einer akademisch gebildeten Mittelschicht, die von außen ins Ruhrgebiet gekommen ist und über keine persönlichen Einblicke ins Arbeitermilieu verfügt. Wenn ich über Funktion und Bedeutung des Begriffs nachdenke, werde ich stutzig. Die Internationale Bauausstellung »Emscher Park«, benannt nach einem Fluss, dessen Name jahrzehntelang Synonym für Kloake war, ist auch über zwanzig Jahre nach ihrem Abschluss ein wichtiger

Referenzpunkt, wenn es um den Versuch einer Wiederbelebung der gesamten Region geht. Kultur, Unterhaltung, Tertiärisierung des Arbeitsmarktes durch Ansiedlung von Dienstleistern und Ausbildungsstätten, aber auch Produktion jenseits von Kohle und Stahl. Nokia und Opel in Bochum etwa, beides krachend gescheitert. Die einstige Chemiesparte der RAG, weitergeführt unter dem Kunstnamen EVONIK, der nach einem pyromanischen Kellerlaboranten klingt und für dessen Erfindung der Werbetexter Manfred Gotta 2006 angeblich Millionen kassiert haben soll. Auch am Westrand von Asseln hat man erst vor Kurzem die letzten großen Felder mit Logistikzentren überbaut. Eine REWE-Verwaltung, hinter deren gläserner Vorhangfassade Bürohengste auf die Bildschirme ihrer Rechner starren. Und eine ganze TEDi-Stadt, in der sich alles um Billigprodukte für ein, zwei Euro zu drehen scheint, von der Herstellung über die Distribution bis hin zur Retoure und ihrer Vernichtung.

Immerhin gibt es noch Überbleibsel aus einer angeblich großen Vergangenheit. Ein paar wenige Zechen sind noch offen. In Garzweiler baggert RWE weiterhin Braunkohle ab. Thyssenkrupp regiert von Essen aus ein weltweites Stahlimperium, dessen Verbindungen sogar in den Iran reichen. Ein paar Tage vor meiner Ankunft gab der Konzern den Einstieg der EP Corporate Group bekannt, hinter der der tschechische Milliardär Daniel Kretinsky steht. Zeitungen bejubelten das »Kursfeuerwerk« der Aktie. Dann verbreitet sich eine weitere Nachricht, die nicht nur eine sprichwörtliche Bombe ist, sondern eine ganz leibhaftige: Der Rüstungskonzern Rheinmetall wird zum Hauptsponsor des Dortmunder Fußballvereins BVB – oléeeeeee-olé-olé-oléeeeeee – und das kurz vor dem Champions-League-Endspiel gegen Madrid. Schwarz-Gelb ertrinkt im Blut, das Westfalenstadion voller Flüchtlinge, verwandelt in ein Auf-

fanglager, das Spielfeld zertrampelt, die Sitzschalen von den Rängen gerissen, die Klos explodiert, überall Scheiße, Angst und Gewalt, die Polizei schießt mit Tränengas, »Wir schaffen das« – oléeeee. Selbst die Bundespolitik kommentiert den Vorgang, der parallel durch die Sport- und die Wirtschaftsnachrichten tickert. Aus Berlin – von der Regierung, aus den Ministerien, den Parteizentralen – kommt Entwarnung für das kritische Denken: Wer vorschnell Fußball mit Krieg verbindet, sei ein Spielverderber, heißt es. Sollte es diese Verbindung dennoch geben, tja, dann ist sie eben Teil einer Realität, die wir akzeptieren müssen.

Wir? Gemeint sind damit wohl die Fans, die weder Rüstungsaktien besitzen noch vom Management des Vereins gefragt wurden, ob sie eine solche Zusammenarbeit für sinnvoll und »moralisch vertretbar« halten. »Zeitenwende«. »Neue Normalität«. Ohne konkret und verbindlich zu werden, rechtfertigen Politiker mit schwammiger Rhetorik Dinge, die unerhört und inakzeptabel sein müssten. Keine Erklärungen. Keine Darstellung der Zusammenhänge. Keine Kritik. Nur Allgemeinplätze und die Bitte um Verständnis. Es geht schließlich um jene Freiheit, die uns das Leben in einem Land ermöglicht, in dem REWE Montag bis Samstag von 7 bis 20 Uhr ein reichhaltiges Sortiment an Alkohol und Tabakwaren feilbietet.

Freiheit? Da war doch was. Deutschland im Ausnahmezustand wegen eines tödlichen Virus, über dessen Gefährlichkeit genauso ermüdende Debatten geführt wurden wie über die Abwehrstrategie, den verhängten Ausnahmezustand, die geschlossenen Schulen, die Notbudgets zur Rettung großer Konzerne, das Einfrieren der Grundrechte. Papier ist geduldig. Das haben wir mit wehmütigem Blick auf das Grundgesetz gelernt. Und noch eine Lektion in Dialektik hielten die Corona-Jahre bereit: Freiheit fordert

von allen, die sie in Anspruch nehmen wollen, stets, das dahinterliegende »Konzept« weder misszuverstehen noch auszureizen. Denn Freiheit wird dadurch gefährdet, dass man sie im Moment ihrer Abwesenheit einfordert. Vielleicht wären »Zeitenwende«, »Neue Normalität«, »moralisch vertretbar« und »Freiheit« geeignetere Vokabeln für einen Sprachkurs auf dem Rücken von Bierdosen. Ex und hopp auf die »Freiheit«: Schade, schon alle. Einer geht noch, das halte ich für »moralisch vertretbar.« Und wenn am Ende eines feuchtfröhlichen Abends alles wieder oben rauskommt, heißt es: »Hoppla, Zeitenwende.«

Aber ich sollte das alles nicht zu einseitig sehen. Vielleicht hat sich gegenüber den »ungewendeten Zeiten« von einst – wann immer es sie gegeben haben mag – gar nicht viel verändert, weder in Asseln noch anderswo. Vielleicht waren die Leute auch vor zwanzig, fünfzig, hundert Jahren zufrieden, wenn ihr Auskommen für die Miete, das Essen und ein Feierabendbier reichte. Wenn sie nicht auch noch in ihrer Freizeit mit Sprachkursen und anderen Botschaften behelligt wurden, mit all dem, was »die da oben« sich ausdenken. Geld hier, Arbeit dort. Identitätspolitik hier, Lebenswirklichkeit dort. »Strukturwandel« klingt so, als sei das Leben im Ruhrgebiet früher gut und richtig gewesen, dann in die Krise geraten und nun zu neuer Blüte gelangt. Ist das so? Und wenn ja, für wen? Mir scheint eher, als werde mit solch rhetorischen Kniffen vom Kern des Pudels abgelenkt. Die Probleme sind doch keineswegs aus einem scheinbar natürlichen »Wandel« heraus entstanden, wie der Begriff suggeriert. Ihre Ursachen sind menschengemacht. Asseln sieht so aus, wie es aussieht, fühlt sich so an, wie es sich anfühlt, weil über die letzten zwanzig, fünfzig, hundert Jahre hinweg bestimmte wirtschaftliche, politische und soziale Entscheidungen getroffen wurden. Von wem? Das ist nicht ganz leicht zu beantworten.

Die im 19. Jahrhundert aktiven Zechen wurden von Konzernen betrieben, die Kapital aus dem Reichsgebiet und darüber hinaus banden. Schon im 18. Jahrhundert gehörte die Grafschaft Mark zu Preußen. Asselns Schicksal wurde im Herrenhaus zu Berlin genauso entschieden wie in den Vorstandsetagen der beteiligten Banken oder im Düsseldorfer »Stahlhof«. Vielfalt der Verantwortung auch auf Verwaltungsebene: Seit den 1920er-Jahren, der Zeit der französischen Ruhrbesatzung, der Aufstände und Arbeitskämpfe, der ersten Zechenschließungen und Erik Regers Schlüsselroman *Union der festen Hand*, gehört Asseln zu Dortmund. Doch wenn sich die achteinhalb Kilometer ins Zentrum heute wie die Reise zu einem anderen Planeten anfühlen – wie mag das erst damals gewesen sein? Asseln ist also nicht einfach geworden. Asseln ist gemacht. Und im Hinblick auf das, was ich hier sehe und erlebe, kann ich im Abgleich mit meinen Erfahrungen an anderen Orten sagen: Es gibt in Deutschland, in Europa, in der Welt viele Asseln. Zu viele.

Und doch: Was sagt schon der kleine Ausschnitt Leben, den ich abends vor einem REWE-Getränkemarkt beobachte, über dieses Land insgesamt aus? Außer der Gewissheit, dass all diese Leute ihre im Kofferraum heimgebrachten Getränke in den kommenden Tagen austrinken werden, kann ich kaum etwas Verbindliches über sie sagen. Ob dieser zufällig eingefangene Moment des Konsums Allgemeingültiges verrät, hinter dem das Versprechen der empirischen Soziologie winkt? Ja, diese Leute sind Prolls. Sie sind die »Unterschicht«, die man als solche nicht mehr bezeichnet. Diejenigen, die die Costa del Sol und den Ballermann vollkotzen, während ihr Gegenpart, die spanischen Prolls, dagegen demonstrieren, weil sie die Monopolwirtschaft des Massentourismus nicht mehr ertragen. Ja, sie sind diejenigen, die sich mit Ersatzhand-

lungen wie Fußballfanatismus eine Lebensorientierung schaffen in einer für sie ansonsten wenig überschaubaren, zumeist aber auch uninteressanten Welt. Sie machen das Management und die Spieler von korrupten, verkommenen Clubs reich, mit ihren Eintrittsgeldern, dem Kauf von Merchandise, Trikots, Käppis, Schals und Stadionbier. Man kann das ärgerlich finden, peinlich, verachtenswert. Aber man sollte nicht glauben, diese Menschen wären zu dumm, um ihr eigenes Verhalten und dessen Konsequenzen zu begreifen. Es ist ihnen aber vielleicht schon deshalb egal, weil sie wissen, dass ihnen der Protest nichts nützen würde. Die Wahrscheinlichkeit, in eine andere Gesellschaftsriege, Einkommens- und Kulturschicht aufzusteigen, ist bekanntlich denkbar gering. Deutschland ist nicht nur bildungs-, sondern auch wirtschaftspolitisch eine der am stärksten verfestigten Klassengesellschaften des europäischen Kontinents, trotz vielfältiger sozialer Bindendifferenzierung und Milieubildung. Auch ohne Soziologiestudium wissen das diese Fußballprolls, intuitiv, denn es entspricht ihrer eigenen Erfahrung. In der Konsequenz sind sie Fatalisten. »Des kleinen Mannes Sonnenschein ist ficken und besoffen sein.« Ficken und besoffen sein – das Verhalten einer Klasse, die immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen wird – ist es das, was ich hier am Asselner REWE-Markt vorgeführt bekomme? Statt Klassenkampf: Konsum und ein bisschen Spaß?

Ich könnte die Leute ja auf die jüngsten Entwicklungen ansprechen, jetzt, wo ich ein paar Tage unter ihnen lebe. Vielleicht würde jemand in Bezug auf den BVB-Deal sagen: »Ich habe meine Restkarten fürs Stadion gespendet, bin aus dem Fanclub ausgetreten und unterstütze jetzt einen Drittligisten, der sich vom Hersteller veganer Wurstersatzprodukte sponsern lässt.« Vielleicht würde mir jemand anderes erklären, er verstehe weder das Problem noch

überhaupt die Frage. Kann sein, ich bekäme die Erklärung, das persönliche Verhältnis zum Fußball erfordere Leidenschaft, Hingabe, Unbedingtheit. Es gebe dem Leben Struktur, forme Rituale aus, die einen Sinn vorspiegeln, immerhin so intensiv, dass man sich darin wiederfände, sofern man nicht allzu mutwillig nachbohrte. Es hat etwas gehemmt Enthemmtes, stellt eine geordnete Unordnung dar, ein eingehegtes Chaos. Wie Karneval, nur übers ganze Jahr verteilt. Es bietet einen Möglichkeitsraum, in dem man im Außersichsein bei sich sein kann. Wenn alles gutgeht, klappt das, ohne jemanden zu gefährden. Ein Kriegsspiel im Frieden. Oder eben: Ein Stück Menschlichkeit, für das man gern bezahlt. Für das man die Manager und ihre dreckigen Deals in Kauf nimmt.

Da ich niemanden anspreche, bekomme ich keine Erklärungen. Ich esse zu Ende, trolle mich, müde, ratlos. Mein Heimweg führt parallel zur Hauptstraße entlang verfallener Häuser in zweiter Reihe. Aus offenen Fenstern dringen Schreie. Kinder weinen, Fernseher plärren. Von den Brandwänden sind Eternitschindeln herabgestürzt. Im Hinterhof, neben parkenden Limousinen, türmen sich Müllsäcke und Bauschutt. Drei unrasierte Männer diskutieren lauthals in einer fremden Sprache, tauschen Zigaretten aus, blicken konspirativ. Ich beschleunige meine Schritte.

Am Morgen nach der Niederlage des BVB gegen Real Madrid bricht mein letzter Tag in Asseln an. Ich folge einem Hinweis meiner Gastgeberin, statt wie bisher über den Hellweg im Tal besser über den neuen Radweg auf der Hügelkuppe oberhalb des Ortes nach Dortmund zu fahren. Wenn ich oben bin, soll ich rechts abbiegen, aber vorher noch schräg links rüber schauen. Am Horizont sehe man schon den Tower des Flughafens. Manchmal mache

die Familie einen Spaziergang dorthin. Sie picknicken in der Einflugschneise, lassen die Maschinen über ihre Köpfe hinwegdonnern. Zwischen Feldern und Landebahn gebe es nur einen dünnen Drahtzaun, die Sicherheit sei lax, man komme nah ran ans Geschehen. Ein kleines Abenteuer.

Ich kämpfe mich im kleinsten Gang bergan, halte inne, folge mit den Augen dem modellhaft winzigen Passagierflugzeug eines Low-Cost-Carriers im Landeanflug. Dann strample ich los, Richtung Zentrum. Keine dreihundert Meter hinter Asseln endet der Radweg. Eine Schotterpiste leitet mich auf die Schnellstraße Richtung Aplerbeck, die am Saum einer steil aufragenden Halde entlangführt. Der Schlackeberg türmt sich wie ein erloschener Vulkan, schlank, spitz, dunkel, dräuend. Doch man kommt nicht ran. Die Einfahrt, breit wie eine Autobahn, ist mit massivem Rolltor gesichert. Straßenseitig versperren parkende Trucks das Terrain. Das Gelände ist abgeriegelt, obwohl es zum Landschaftspark mit Aussichtspunkt ausgebaut und laut Bauschild im Mai – also jetzt – eröffnet werden soll. Wie ich höre, liegt die Verzögerung an ungeklärten Haftungsfragen zwischen Kommune und Alteigentümer.

Ich schlage den Weg zur Kolonie Neuasseln ein, einer kleinen Gartenstadt aus den frühen 1920er-Jahren. Die mit der Siedlung und Halde verbundene Grube, Schacht Schleswig der Phönix AG, wurde dichtgemacht, da waren die Wohnhäuser erst fünf Jahre alt. Damals schloss auch das Solebad, das mit dem salzhaltigen Wasser aus dem Stollen betrieben wurde. Das Gebäude steht noch, sieht aus wie eine Dorfschule und beherbergt Wohnungen. Das Rad neben mir schiebend, wandle ich an riesigen Gartengrundstücken entlang, auf denen die Arbeiterfamilien früher Selbstversorgung mit Kleintierwirtschaft betrieben haben, Hasenställe, Hühnervolieren und Ziegen inklusive.

Zwar baut niemand mehr etwas an, aber die Bäume und das saftige Gras duften kraftvoll. Freitagvormittag, halb zehn. Man kann die Ruhe förmlich schmecken. Von Zeit zu Zeit wird sie vom Grollen gewürzt, das vom Westfalendamm herüberweht. Kaum einen Steinwurf von mir entfernt, durchpflügt die B 1 die Hügel von Suburbia.

Erste Auflage Berlin 2026  
Copyright © 2026  
MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH  
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland  
[info@matthes-seitz-berlin.de](mailto:info@matthes-seitz-berlin.de)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks  
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Dirk Lebahn, Berlin  
Satz und Layout: psb, Berlin  
Druck und Bindung: CPI Books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7518-2142-1  
[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)